

Georg Markus

Sigmund Freud

Georg Markus

SIGMUND FREUD

Die Biographie

Mit 20 Faksimiles
und 59 Fotos

LangenMüller

Bildnachweis

Fototeil: Sigmund-Freud-Copyrights Ltd., London: 1–6, 9, 16, 18–40,42, 53–55, 58. Freud Museum Publications Ltd. (Photograph by Nick Bagguley): 57. Institut für Geschichte der Medizin der Univ. Wien: 7, Repro F. Schuster: 8, 10. Privatarchiv des Autors: 11, 12, 14, 43, 45, 47, 49, 56, 59. Sigmund Freud Privatstiftung, Wien: 13, 15, 44. Österreichische Nationalbibliothek: 17, 52. Foto Klomfar: 41. Galerie Faber: 48. Tele-Winkler+Bunk: 50. ORF: 51.

Textteil: Menninger-Archive, Topeka/USA (Copyright Sigmund-Freud-Archives, Washington): S. 23. Sigmund-Freud-Archives, Washington: 57, 151. Sigmund-Freud-Copyrights Ltd., London: 84, 110, 329. Staatsarchiv, Wien: 194, 268. Post- und Telegrafendirektion, Wien: 218. Archiv der Universität Wien: 261. Sigmund Freud Privatstiftung, Wien: 288, 316, 321.

Vorsatz: Sigmund Freud im Garten des Landhauses Hochroterd (Sigmund Freud Copyrights Ltd; London).

Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.langenmueller-verlag.de

Erstmals erschienen 1989 bei LangenMüller
unter dem Titel »Sigmund Freud und das Geheimnis
der Seele. Die Biographie«

© 2006 by LangenMüller
in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinkel
Umschlagvorderseite: imagnò, Wien
Umschlagrückseite: Sigmund Freud Copyrights Ltd; London
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten
Gesetzt aus der 12/15 pt New Caledonia
Drucken und Binden: Ueberreuter Buchproduktion, Korneuburg
Printed in Austria
ISBN 3-7844-3041-4

Inhalt

»Wie bei der Entdeckung unbekannter Kontinente«
Vorwort von Stephan Rudas 11

»Ein aufregendes Erlebnis«
Dr. Menninger erinnert sich an
seinen Besuch bei Freud 15

»Aus dir wird nie etwas werden«
Kindheit und Jugend 25

Schuld war Goethe, doch der konnte nichts dafür
Medizinstudium als Folge eines Irrtums 39

»Anstatt Deine süßen Lippen küssen zu dürfen«
Freud verliebt sich 50

»Über Coca«
Freuds Kokain-Episode 62

Der General als Papagei
Freud, das Militär und die Ehe 76

Der Fall Anna O.
Auf dem Weg zur Psychoanalyse 94

Wien IX., Berggasse 19
Eine Adresse macht Weltgeschichte 105

»*Deinem Rauchverbot folge ich nicht*«
Freud Fließ und die ständige Todesangst 114

»*Der Hauptpatient, der bin ich selbst*«
Die Couch 123

Irma
Freud träumt 138

Der Fall Otto Weininger
Freud im Mittelpunkt eines Skandals 150

»*Ich gedenke reich zu werden*«
Zwei teure Leidenschaften: Reisen und Sammeln 155

Freud ist zu ehrlich
Die Sexualität 165

»*Ganz famillionär*«
Sigmund Freud lacht 178

»*Der einzig außerordentliche*«
17 Jahre Warten auf einen Titel 185

»*An keinem anderen Orte*«
Freuds Haßliebe zu Wien – Religion –
Antisemitismus 192

»*Damit die Damen den Saal verlassen können*«
Der »Rattenmann« und andere Patienten 202

»Die Psychoanalyse hört an der Tür
des Kinderzimmers auf«
Familienmensch Freud 209

Der Doppelgänger
Schnitzler, Freud und die Literatur 217

»... hat mich seine Freundschaft gekostet«
Freud verliert Freunde, Lehrer, Mitstreiter 227

»Ich bin ganz Leonardo«
... und ein Tag mit Gustav Mahler 236

»Endesgefertigter bestätigt ...«
Wieviel verdiente Freud? 245

»Meine ganze Libido gehört Österreich-Ungarn«
Das Ende der Donaumonarchie 249

Und noch ein »Krieg«
Freud gegen Wagner-Jauregg 259

»Ich habe nie etwas Schwereres erlebt«
Schicksalsschläge 271

Ein Zwerg als Lebensretter
Diagnose: Kieferkrebs 276

»Was an mir erfreulich ist, heißt Anna«
Frauen um Freud 283

Psychoanalyse auf chinesisches
Der »Wolfsmann« meldet sich 290

»Lieber Herr Freud!« – »Lieber Herr Einstein«
Zwei Genies finden keine Antwort 299

»Ich kann die Gestapo jedermann empfehlen«
Wie Freud den »Anschluß« erlebte 306

»Mein letzter Krieg«
Emigration und Tod 318

»Aber wird es möglich sein?«
Familiärer Nachklang 331

Was blieb von Freud?
Zwei Generationen danach 336

Zeittafel 340
Quellenverzeichnis 343
Personenregister 346

*Meiner Familie
in Liebe gewidmet*

»Wie bei der Entdeckung unbekannter Kontinente«

Vorwort von Stephan Rudas*

Im Laufe der Geschichte gibt es immer wieder Entdeckungen, die unser Denken und unser Weltbild nachhaltig verändern. Sigmund Freuds Erkenntnis über den prägenden Einfluß des Unbewußten auf das Leben, Erleben und Zusammenleben der Menschen war zweifellos eine solche grundlegende Entdeckung.

Die von Freud begründete Psychoanalyse ist als eine Untersuchungsmethode, eine Behandlungsmethode und als eine psychologische Disziplin weltweit in Verwendung. Inzwischen hat sie nicht nur die psychosozialen Wissenschaften, sondern sämtliche Wissenschaften, die sich mit Menschen befassen, durchdrungen. Besonders nachhaltig ist Freuds Einfluß natürlich auf die Medizin und hier vor allem auf das Verständnis über die Entstehung und Behandlung psychischer Störungen und Krankheiten. Er selbst sah sich in erster Linie als Arzt, also als Ausübenden eines heilenden Berufes.

Wie viele andere Entdecker auch, war Freud zunächst mit heftiger Ablehnung seiner Forschungen konfrontiert. Obwohl Entdecker ja »nur« etwas finden, was schon »da« war, es benennen und kartographieren, gelten sie oft als unbequem, weil sie *ent*-decken, was bis dahin *ver*-deckt war.

Als er die Kraft beschrieb, die vom menschlichen Unbewußten aus-

* Dr. Stephan Rudas, Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, ist Psychotherapeut, Chefarzt der Psychosozialen Dienste in Wien und Leiter des Instituts für Psychosoziale Forschung. Er ist u. a. Autor des Buches »Österreich auf der Couch. Zur Befindlichkeit eines Landes«.

geht, war sich Freud bewußt, daß er damit ablehnende Reaktionen hervorrufen wird. Er sprach selbst von einer Kränkung für die Menschen, die er damit bewirken werde. Er führte Kopernikus an, der mit der Einsicht, daß »unsere« Erde nicht der Mittelpunkt des Sonnensystems ist, gekränkt habe und Charles Darwin, der die enge biologische Verwandtschaft zwischen Tier und Mensch dargestellt und damit die Unterschiede zwischen den beiden »klein« gemacht habe. Seine Enthüllungen, daß die Menschen unter dem Einfluß des Unbewußten viel weniger Herr und Herrin ihres eigenen Handelns sind, als sie bis dahin dachten und als sie es wahrhaben wollten, bezeichnete er als eine weitere, als eine »dritte« Kränkung, die er seinen Zeitgenossen der Wahrheit wegen zumuten mußte.

Es wird noch darüber diskutiert, ob diese Kränkung heute schon als überwunden gelten kann. Die Psychoanalyse ist aber inzwischen nicht nur selbst eine anerkannte Wissenschaft geworden, sondern auch zum wesentlichen Element zahlreicher anderer Wissenschaften.

Freuds Arbeiten sind seit der Begründung der Psychoanalyse vielfach weiterentwickelt und ergänzt und in manchem auch korrigiert worden. Ähnlich wie bei der Entdeckung bis dahin unbekannter Kontinente waren auch die ersten Freud'schen Landkarten der menschlichen Seelenlandschaften unvollständig, manchmal wohl auch unzutreffend. Doch in ihren Kernaussagen gelten sie als bestätigt. Niemand zweifelt heute noch ernsthaft an der Existenz des Unbewußten. Niemand stellt heute noch die prägende Bedeutung der ersten Kindheitsjahre in Frage. Daß die Sexualität im menschlichen Leben eine sehr bestimmende Kraft darstellt, ist auch für jene unbestritten, die sich nicht jeder Einzelheit der Freud'schen Trieblehre anschließen. Und die Lehre von den Zusammenhängen zwischen seelischen Erlebnissen und körperlichen Erkrankungen, also die Psychosomatik, die in vielem auf die Psychoanalyse zurückgreift, ist längst eine etablierte medizinische Wissenschaft geworden. Auch die psychologischen und soziologischen Erklärungen des menschlichen Verhaltens in Gruppen und

Massensituationen wären ohne die Erkenntnisse der Psychoanalyse nur sehr unvollständig.

Mit der Psychoanalyse wurde die erste psychotherapeutische Schule begründet. Heute gibt es neben der Psychoanalyse eine Vielzahl unterschiedlicher, anerkannter Psychotherapieformen. Viele davon sind auf Grundlage der Psychoanalyse entwickelt worden, andere folgen Überlegungen, die nicht aus der Psychoanalyse stammen. Aber alle Methoden der Psychotherapie haben sich nur entfalten können, nachdem Freud die Türen zu dieser heute unerlässlich gewordenen Form der Heilkunde geöffnet hatte. Der Jahrzehnte lange Streit zwischen den verschiedenen Schulen der Psychotherapie gilt heute als weitgehend überwunden, je nach Therapieziel wird auf die am besten geeignete Methode zurückgegriffen.

Natürlich treten viele von Freud für die Psychoanalyse beschriebenen Prozesse auch in jenen Therapien auf, die sich nicht auf seine Lehre stützen. Ein wesentliches Merkmal der Psychoanalyse selbst und jener Psychotherapien, die aus der Psychoanalyse entwickelt worden sind, sind ihre Lehrbarkeit und Lernbarkeit. So charismatisch Sigmund Freud selbst als Person auch war, legte er größten Wert darauf, daß die von ihm begründete Methode nach standardisierten und überprüfbaren Regeln erlernt und angewendet wird.

Vieles was Freud enthüllte, beschrieb und erklärte, hat über die Wissenschaften hinaus auch Einzug in die Umgangssprache und in den Alltag gehalten. Die Begriffe Über-Ich, Narzißmus, Fehlleistungen und Versprecher sind als Selbstverständlichkeiten Allgemeingut geworden. Längst werden diese Begriffe verwendet, ohne dabei auf weitere Einzelheiten der Psychoanalyse Bezug zu nehmen. (Wir denken beim Aufdrehen der Zimmerbeleuchtung ja auch nicht jedes Mal an die Entdecker der Elektrizität und deren Gesetze.)

Eine besonders intensive und kritische Weiterentwicklung haben inzwischen jene Arbeiten Freuds erfahren, in denen er sich mit den Unterschieden zwischen dem Seelenleben von Männern und Frauen befaßte. Natürlich war Freud hier wie in vielem sehr stark von jener Zeit geprägt, in der er lebte.

Georg Markus ist dafür zu danken, daß es ihm gelungen ist, die Zeit, in der Freud lebte, eindringlich und verständlich einzufangen und gleichzeitig das Zeitlose, das Allgemeingültige und das Unwider-rufliche an Freuds Werk darzustellen.

Markus hat ein Buch über den Begründer der Psychoanalyse geschrieben und nicht über die Psychoanalyse selbst. Trotzdem erfährt man viel über das Wesen der Psychoanalyse, über die Zusammenhänge der psychischen Abläufe und damit letztlich über sich selbst.

Das Buch macht anschaulich und nachvollziehbar, wie die Suche nach Wahrheiten den streng »naturwissenschaftlich« ausgerichte-ten jungen Arzt Freud zu neuen Erkenntnissen geradezu zwang. Diese Anschaulichkeit konnte Georg Markus nur gelingen, indem er selbst akribisch vorging, beeindruckend viele Fakten sammelte und sich streng an diese hielt. Das Buch löst die Widersprüchlich-keiten im Wesen und im Leben Freuds natürlich nicht auf, aber es zeigt sie und macht sie verständlich.

Die Biographie Freuds zeigt diesen nicht nur als einen im Wesen strengen Forscher, sondern auch als Aufklärer, Humanisten und Helfer. Aus Kriminalstorys kennen wir den Satz »alles was Sie jetzt sagen, kann *gegen* Sie verwendet werden«, der bei der Verhaftung verdächtiger Personen verlesen wird. »Alles was Sie jetzt sagen, kann *für* Sie verwendet werden«, müßte es folgerichtig zu Beginn psychoanalytischer Behandlungen heißen.

Sigmund Freud ist inzwischen selbstverständlich geworden. So selbstverständlich, daß der Zusammenhang zwischen der Person und dem Werk oft nicht mehr sichtbar ist.

Georg Markus' Freud-Biographie stellt diesen Zusammenhang wieder her und macht ihn gut sichtbar. Es ist ein Buch, das einla-dend und unaufdringlich erklärt und aufklärt.

Wien, im Dezember 2005

»Ein aufregendes Erlebnis«

Dr. Menninger erinnert sich an
seinen Besuch bei Freud

Die Berggasse liegt inmitten des grauen Häusermeeres von Wien. Sobald die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings die Kälte des Winters vertrieben hatten, zog es Freud hinaus an den Stadtrand, der den Duft des Wienerwalds in sich aufnimmt. Von Mai bis September bewohnte er eine alte Villa, »schön wie ein Märchen«, sagte er, mit prachtvollem Garten im noblen Bezirk Grinzing. Es war ein politisch »heißes Jahr«, als sich Freud über die Sommermonate 1934 in Wiens vielbesungenem Wein- und Heurigenort niederließ. Im Februar war Österreich Schauplatz eines blutigen Bürgerkriegs gewesen, im Juli fiel der Bundeskanzler einem von Nationalsozialisten organisierten Mordanschlag zum Opfer. Nicht nur Freud sah der Zukunft seiner Heimat mit tiefem Pessimismus entgegen.

Das ist die Situation, in der sich der 41jährige amerikanische Psychiater Dr. Karl Menninger in ein Propellerflugzeug setzt und die weite Reise von Kansas nach Österreich antritt, um dem 78jährigen Freud einen Besuch abzustatten. Per Taxi fährt er am zweiten Tag seines Aufenthalts von einem Hotel in der Wiener Innenstadt zu dem von Freud gemieteten Sommerhaus in der Grinzinger Strassergasse. Anna Freud öffnet die Tür, führt den Gast vorerst in ein düsteres Zimmer und dann, nach längerer Wartezeit, in den Garten der Villa, wo ihr Vater unter dem Schutz eines schatten spendenden großen Baumes sitzt. Hier kommt es zum Treffen der beiden Ärzte.

Sigmund Freud wurde vor 150 Jahren geboren. Es gibt keinen Menschen mehr, der ihm persönlich begegnet ist und darüber berichten könnte. Als ich im Frühjahr 1989 nach Topeka, der

Hauptstadt des amerikanischen Bundesstaates Kansas kam, gab es noch einen. Er hieß Dr. Karl Menninger, und er war es auch, der Freud im August 1934 in Wien besucht hatte. Dr. Menninger war 96 Jahre alt, als ich vor ihm stand. Ein Mann von unglaublicher Energie und imponierender Leistungsfähigkeit. Er war nicht nur Gründer, sondern auch der überaus aktive Präsident der *Menninger Foundation*, einer der größten privaten Psychiatrischen Kliniken der Welt. Der agile und temperamentvolle Psychiater führte mich während meines zweitägigen Besuchs in Topeka durch fünf Kliniken und Institute, an denen er auch damals noch tagtäglich seiner Arbeit nachging.

»Sie kommen wegen Freud«, setzte Karl Menninger an, »ja, ich flog damals zu ihm nach Wien, und es war ein unvergeßliches Erlebnis. Nicht mein schönstes vielleicht, aber sicher eines der aufregendsten, die ich hatte.« Bald stellte ich die Frage, die sich aufdrängt, wenn man als Autor einer Freud-Biographie einen der letzten lebenden Freud-Zeugen vor sich hat. Es war die Frage nach Persönlichkeit und Charisma des vielleicht bedeutendsten Mannes des 20. Jahrhunderts.

»Well, äußerlich war Freud so, wie man sich einen Gelehrten vorstellt, und er war ein typical Viennese Gentleman«, erzählte Dr. Menninger. »Professor Freud war freundlich und überaus höflich, er war vornehm, wußte aber eine gewisse Distanz zu wahren. Es war nicht so, daß man ihm die Hand schüttelte und gleich an ihn herankam«. Er war damals schon eine Legende, und er war sich dessen bewußt.«

Es war ein intensives Gespräch, das Freud und Menninger an diesem strahlenden Sommertag führten. Und es waren keineswegs nur leere Floskeln, die ein weltbekannter Mann mit seinem Besucher – der sein Sohn hätte sein können – wechselte. Auch Menninger war damals schon eine Berühmtheit. Sein Buch *The Human Mind* zählte zu den erfolgreichsten Büchern der USA – mit weit höherer Auflage als Freuds Werk – und hatte ungeheuer viel zur Popularisierung der Psychoanalyse in Amerika und damit in der ganzen Welt

beigetragen. Und er war damals schon Leiter der *Menninger Clinic*, einem der wenigen Psychiatrischen Krankenhäuser, in denen die Patienten durch Psychoanalyse behandelt wurden.

Nun, worüber spricht einer der ersten Psychoanalytiker der Vereinigten Staaten, wenn er zum Vater der Psychoanalyse nach Wien pilgert?

»Zuerst einmal habe ich Freud von einem Paprikahuhn vorgeschwärmt. Ich hatte so etwas gerade zum ersten Mal in meinem Leben gegessen, in einem Heurigengarten. Und wir sprachen von der Musik, die man dort spielte.«

»Das wird doch nicht der Grund Ihrer Reise gewesen sein?«

»Oh no«, lachte Menninger, »we spoke about the *death-instinct* – How do you say in German? Oh yes: *Todestrieb*.« Karl Menninger zählte zur nicht allzu großen Schar jener Freud-Jünger, die der Ansicht ihres Idols zustimmten, daß sich der Keim des Todes von der ersten Stunde an im menschlichen Organismus befinde.

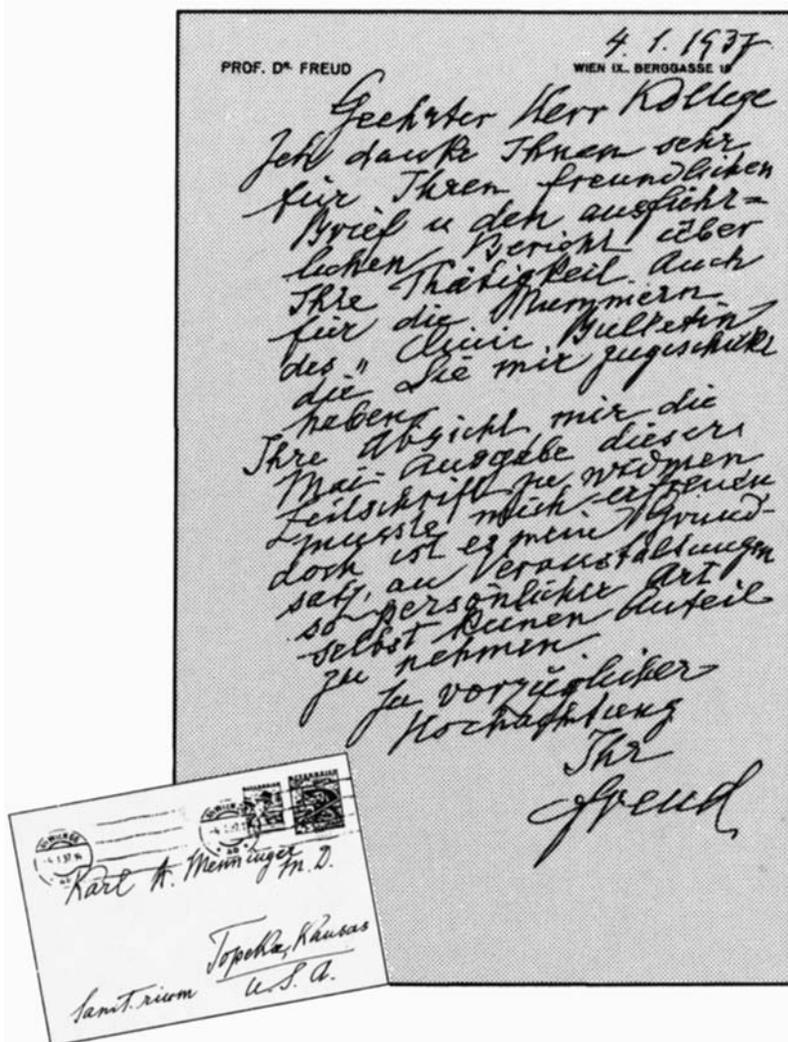
Freud führte das Gespräch in »exzellentem Englisch, wenn auch mit stark österreichischem Akzent«. Trotz seiner schweren Krankheit war er voll konzentriert, reagierte auf jeden Einwand und jede noch so komplizierte Frage. Sigmund Freud litt zum Zeitpunkt des Menninger-Besuchs seit mehr als zehn Jahren an Kieferkrebs, hatte oft unerträgliche Schmerzen und war bereits mehrmals operiert worden. »Aber er hatte eine eiserne Disziplin, ließ sich von all dem nichts anmerken.«

Ich spürte bei meinem Gespräch mit Karl Menninger die Faszination, die der große alte Mann auf ihn hinterlassen hatte. Und doch war der Besuch in gewissem Sinn eine Enttäuschung. »Sie müssen sich vorstellen, ich war mit ungeheuren Erwartungen nach Wien gekommen. Immerhin hatte ich viel zur Verbreitung der Psychoanalyse in Amerika beigetragen, ich war hier zu einer Zeit, da viele nichts davon wissen wollten, so etwas wie ein Advokat seiner Lehre gewesen, ein Missionar. Aber was war geschehen? Freud ließ mich nach meiner langen, mühsamen Reise von Amerika nach Europa eine Stunde in einem finsternen Vorraum warten, ehe er mich emp-

hing. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen. Aber ich hatte dann auch während unseres Gesprächs den Eindruck, daß er überhaupt keine besondere Freude daran hatte, mit einem Amerikaner zusammenzuarbeiten. Was man für ihn und seine Arbeit tat, hat er als selbstverständlich hingenommen, und er war nicht bereit, irgendetwas dazu beizutragen, um unsere Bemühungen für die Psychoanalyse in den USA zu unterstützen. Das war sicherlich keine Frage persönlicher Sympathien oder Antipathien. Der Ursprung lag vielmehr einige Jahre zurück: Freud war ja einmal, 1909, in Amerika gewesen, und obwohl man ihm damals einen glänzenden Empfang bereitet hatte, empfand er seither eine gewisse Aversion gegen das Land. Das ist eigenartig, denn während man ihm in Europa noch sehr lange Zeit Steine in den Weg legte, ging seine Lehre gerade von hier, von den Vereinigten Staaten aus, um die Welt. Ich habe später oft darüber nachgedacht, was er gegen uns Amerikaner hatte.«

Freud selbst hat seine Abneigung gegen die Neue Welt, die ihm so viele Sympathien entgegenbrachte, mit einer langwierigen Darmstörung erklärt, an der – wie er glaubte – die amerikanische Küche schuld gewesen wäre. Auch hatte er während seines zweiwöchigen Aufenthalts in den USA für das unkonventionelle Benehmen der Amerikaner wenig Begeisterung gefunden.

Auf dem Gelände der *Menninger Foundation* befindet sich das imposante *Menninger Archive*, dem eine der weltweit größten Bibliotheken für Psychiatrische Literatur angeschlossen ist. Im Archiv gewährte man mir – versehen mit Dr. Menningers ausdrücklicher Bewilligung – Einblick in die seinem Besuch folgende Korrespondenz mit Freud. Menninger berichtet darin über seine psychoanalytische Praxis in Amerika, und die aus Wien eingelangten Briefe sind ebenso höflich und kühl wie das geschilderte Zusammentreffen. Und doch kommen in den Antworten Freuds – der jeden Kult um seine Person ablehnte – einige typische Charakterzüge zum Ausdruck. Wenn er etwa am 4. Januar 1937 nach Topeka schreibt: »Geehrter Herr Kollege. Ich danke Ihnen sehr für Ihren freundlichen Brief und den ausführlichen Bericht über Ihre



Brief Freuds an Dr. Karl Menninger vom 4.1.1937

Thätigkeit. Auch für die Nummern des ›Clinic Bulletin‹, die Sie mir zugeschiedt haben. Ihre Absicht, mir die Mai-Ausgabe dieser Zeitschrift zu widmen, musste mich erfreuen, doch ist es mein Grundsatz, an Veranstaltungen so persönlicher Art selbst keinen Anteil zu nehmen. In vorzüglicher Hochachtung Ihr Freud.«

»Er war, wie er mir schon in Wien gesagt hatte, sehr angetan von unserer Arbeit, die ganz in seinem Sinn verlief. Aber er war nicht bereit, für unsere Zeitschrift ein Vorwort zu schreiben, worum ich ihn gebeten hatte.«

Karl Menninger behielt einen genialen Mann voller Widersprüche in Erinnerung. Und überliefert uns damit kein untypisches Bild aus dem Leben dieses bedeutenden Wissenschaftlers: Freud konnte freundlich und gleichzeitig abweisend sein. Er hatte schon als relativ junger Mann schreckliche Todesängste und war gerade in dieser Zeit besonders schöpferisch. Den Wunsch vieler Verleger, seine Biographie zu veröffentlichen, lehnte er brüsk ab und hinterließ uns doch mehr biographisches Material als die meisten anderen Großen der Weltgeschichte. Er verließ seine besten und treuesten Freunde und litt unter einer Isolation, in die er sich zum Teil selbst begeben hatte.

Freud war ein Fall für Freud. Im besten Sinn des Wortes. Denn gerade seine nicht unkomplizierte Persönlichkeit, das Genie voller Widersprüche, schaffte die Grundlagen zum Studium komplexer Vorgänge in der menschlichen Seele. Wie er selbst es einmal ausdrückte: »Der Hauptpatient, der bin ich selbst.«

Erinnerte sich Menninger* an einen zwar charmanten, aber doch sehr kühlen Freud, so fiel mir in Wien die Korrespondenz eines ehemaligen Freud-Patienten in die Hände, der einen ganz anderen Freud beschreibt. Der Patient hieß Bruno Goetz und war im Jahre 1902 kurze Zeit in Freuds Behandlung. Mit seltener Offenheit geht der damalige Student Goetz vor allem auf Freuds faszinierende, geradezu magische Erscheinung ein.

Knapp 20 Jahre alt, begab sich Goetz, den heftige Gesichtsneuralgien plagten, »mit sehr gemischten Gefühlen« in die Berggasse: »Freud kam auf mich zu, schüttelte mir die Hand, bat mich, Platz zu nehmen und musterte mich aufmerksam. Ich blickte in seine wunderbar gütigen, warmen schwermütig-wissenden Augen. Zu-

* Dr. Karl Menninger starb 1990 in seinem 98. Lebensjahr

gleich war mir, als fahre eine Hand flüchtig über meine Stirn.« Schon durch die Begegnung wären die Schmerzen »wie weggewischt« gewesen, erinnert sich Goetz dieser Situation, die er in Briefen an einen Jugendfreund schildert. Die Persönlichkeit des Arztes hatte den neuen Patienten sofort in seinen Bann gezogen. Goetz – später Übersetzer der Werke Tolstojs und Gogols – verfaßte in seiner Freizeit Gedichte. Freud saß zunächst ein paar Sekunden schweigend da und lächelte vor sich hin. Dann sagte er freundlich: »Lassen Sie mich Sie ein wenig kennenlernen. Ich habe hier ein paar Gedichte von Ihnen. Sehr schön – aber verkapselt. Sie verstecken sich ja hinter Ihren Worten, anstatt sich von ihnen tragen zu lassen. Kopf hoch! Sie haben es gar nicht nötig, sich vor sich selbst zu fürchten ... Und jetzt erzählen Sie mir etwas von sich. In Ihren Versen kommt immer wieder das Meer vor. Wollen Sie damit symbolisch auf irgend etwas hinweisen? Oder haben Sie wirklich etwas mit dem Meere zu tun gehabt? Woher stammen Sie eigentlich?«

Bruno Goetz, als Sohn eines Seemannes in der russischen Hafenstadt Riga aufgewachsen, war von Freuds treffsicherem Instinkt erstaunt. »Mir war, als wäre eine Schleuse in mir geöffnet worden. Und ehe ich mich dessen versah, erzählte ich ihm mein ganzes Leben, erzählte ihm ohne jede Zurückhaltung Dinge, über die ich noch niemals mit jemand gesprochen hatte. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt, etwas vor ihm zu verbergen? Es war ihm ja doch schon alles im voraus bekannt.

Beinahe eine ganze Stunde hörte er mir zu, ohne mich zu unterbrechen und ohne mich anzusehen. Manchmal lachte er leise auf.« Endlich kam Freud auf den Vater des Patienten zu sprechen. »War Ihr Vater denn nicht streng zu Ihnen?«, wollte er wissen.

»Er war mein bester Freund, wir verstanden uns bei den leisesten Andeutungen. Nur von meinen lächerlichen und unglücklichen Liebesgeschichten mit einem Mädchen und einer älteren Dame hatte ich ihm nichts gesagt, und auch davon nichts, daß ich zuweilen ganz verrückt in ein paar Matrosen verliebt war, die ich am lieb-

sten abgeküßt hätte. Ich hatte Angst, er würde das vielleicht nicht ernst nehmen und verstohlen über mich lachen. Vorwürfe hätte er mir bestimmt keine gemacht. Ich hatte mir selbst ja auch gar nichts vorzuwerfen – nur daß ich mich nicht getraut hatte, und dann später, wenn ich in meinem Bett lag ... »Sie verstehen doch ... «

»Gewiß, gewiß«, brummte Freud. »Und die Sache mit den Matrosen hat Sie nicht weiter beunruhigt?«

»Niemals!« sagte der Patient. »Ich war ja bis über beide Ohren verliebt. Und wenn man verliebt ist, dann ist alles in Ordnung. Oder nicht?«

»Bei Ihnen sicherlich!« meinte Freud und mußte plötzlich laut lachen. »Sie haben ein beneidenswert gutes Gewissen. Das verdanken Sie Ihrem Vater. Und Ihre Mutter? ...«

Da Freud seinem Patienten eine medikamentöse Behandlung empfahl, kam es nur zu wenigen Begegnungen. »Mein lieber Studiosus Goetz«, sagte er, »ich werde Sie nicht analysieren, Sie können mit Ihren Komplexen selig werden. Doch was Ihre Neuralgien anlangt, so werde ich Ihnen ein richtiggehendes Rezept verschreiben.«

Das von Freud verordnete Medikament wirkte innerhalb kürzester Zeit, sodaß die Neuralgien des Patienten bald verflogen waren. Bruno Goetz behielt Freud als großen, warmherzigen Mann in Erinnerung.

Dem Arzt Dr. Menninger und dem Patienten Bruno Goetz steht Sigmund Freuds Enkel gegenüber, der sich eines »Großpapas« entsann, wie man ihn sich wünschen würde: Ernest Freud, eines der wenigen lebenden Familienmitglieder, die den sechsfachen Vater und »gottähnlichen Patriarchen« noch in plastischer Erinnerung haben. Ernest war 25, als sein Großvater starb, lebte teils in Hamburg, teils in Wien. Aus der Berggasse ist ihm eine Wiener Großfamilie im Gedächtnis geblieben, »mit ihrer eigenen Kultur, mit eigenen Werten, eine jüdische Familie, aber in keiner Weise orthodox; eine intellektuelle, gutbürgerliche Familie mit einem hohen Stan-

dard von Anständigkeit und Ehrlichkeit. Sie bestand aus Großvater, um den sich in Wirklichkeit alles drehte, und dessen jüngster Tochter Anna, die ihm zur Seite stand. Dann gab es Großmama, Tante Minna, Paula – eine Kombination von Haushälterin und Dienstmädchen – und eine Köchin. Da waren auch noch die fünf alten Tanten (Freuds Schwestern), alles nette Leute, warm und hilfreich. Großvater erschien äußerst menschlich, obgleich er als unfehlbar galt. Das nahmen alle als selbstverständlich hin. Er brauchte seine Wünsche nicht zu äußern, alles funktionierte.«

In Ernest Freuds Erinnerung war Freud »gewöhnlich mit Schreiben, Lesen oder Denken beschäftigt, und man konnte ihn häufig beim Aufschneiden noch ungelesener Seiten von neuen Büchern sehen, wozu er einen großen Brieföffner benutzte. Immer freundlich, offen und aufrichtig. Er sprach langsam und mit Überlegung und was er zu sagen hatte, gab einem schon zu denken. Ich kann mich nicht erinnern, ihn je ungehalten oder wütend gesehen zu haben. Es herrschte immer Frieden und Ruhe und das emotionelle Klima schien spannungsfrei. Es war selbstverständlich, daß man bemüht war, einer Meinung zu sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß ein Familienmitglied je laut sprach, daß man sich anschrie, mit der Faust auf den Tisch schlug, vor Wut auf den Boden stampfte, die Tür zuknallte oder fluchte. All dies war undenkbar, dazu war die Familie viel zu gutmütig, stolz und kontrolliert.«

Vom Enkel noch einmal zurück nach Topeka, zu Dr. Menninger. Nachdem er Freud sein zweites großes Werk, *Man Against Himself*, geschickt hatte, bedankte sich dieser am 14. Februar 1938, »umso bereitwilliger, da der *Todestrieb* bei den Analytikern nicht sehr beliebt geworden ist«. Es war der letzte Brief, den Freud an Menninger richten sollte, und er zeigte sich glücklich darüber, daß der amerikanische Kollege dem *Todestrieb*, der ihm besonders am Herzen lag, einmal mehr seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Gerade die beiden menschlichen Triebe sind es, die im Zentrum von Freuds Psychoanalyse stehen: Der auf Zerstörung des eigenen

oder auch fremden Daseins gerichtete *Todestrieb* ist der eine. Und der auf Lust und Fortpflanzung gerichtete *Lebenstrieb* («Libido») der andere. Dieser steht am Beginn jedes Lebens und führt uns damit nahtlos in Freuds erstes Lebenskapitel, in seine Kindheit, über.

»Aus dir wird nie etwas werden«

Kindheit und Jugend

Fast alles, was Sigmund Freud betrifft, wurde von seinen Zeitgenossen in Frage gestellt. Den Rest zerpfückte die Nachwelt. Warum sollte es sich mit Freuds Geburt anders verhalten. Und so herrschte selbst über den Tag seines Eintritts in diese Welt, die er so nachhaltig verändern sollte, Uneinigkeit.

Der Zwist entstand, als Freuds Geburtshaus, im mährischen Städtchen Freiberg bei Ostrau gelegen, 1931 mit einer Erinnerungstafel geschmückt werden sollte. Den »6. Mai 1856« planten die stolzen Gemeindeväter damals als Geburtstag des berühmtesten Sohnes ihrer Stadt in Marmor zu meißeln. Doch nach einem Blick ins örtliche Standesamtsregister standen plötzlich Tag und Stunde der Geburt nicht mehr in der Form fest, wie sie von Freud selbst seit eh und je gefeiert wurden. Denn vom Stadtschreiber war klar und deutlich der 6. März und nicht der 6. Mai als Geburtstag vermerkt worden.

Das ist einmal die vereinfachte Version. In Wahrheit ist's – auch wieder wie so vieles bei Freud – etwas komplizierter. Er hieß gar nicht »Sigmund«, sondern amtlich »Sigismund«, und auch das ist nicht ganz korrekt, denn sein Vater hatte in der Familienbibel den Vornamen seines Sohnes mit »Schlomo« vermerkt.

Und weil wir uns im kleinbürgerlich-jüdischen Milieu einer mährischen Stadt zur Mitte des 19. Jahrhunderts bewegen, war da weder der 6. März noch der 6. Mai eingetragen. Sondern Dienstag, im *Rosch Hodesch Iyar 5616* des jüdischen Kalenders. Vielleicht stimmt der Hinweis von Freuds Vater, wonach Sigmund-Sigismund-Schlomo am 6. Mai zur Welt kam, und der Stadtschreiber hat

sich nur verschrieben. Diese Version wäre nur allzu verständlich, bei der äußerst komplizierten Umrechnung der Daten vom jüdischen zum Gregorianischen Kalender.

Es gibt aber noch eine Möglichkeit: Sigmunds Mutter, Amalie Nathanson, war die dritte Frau des Jakob Freud. Die beiden hatten am 29. Juli 1855 in Wien geheiratet. Im darauffolgenden Jahr kam also Sigmund zur Welt. Vielleicht wählte Jakob Freud den 6. Mai als dessen Geburtstag, weil im anderen Fall zwischen Verhelichung und Geburt seines Sohnes keine neun Monate lagen. Oder hat sich Vater Freud einfach geirrt? Dann wäre im Zusammenhang mit Sigmunds Geburt wohl schon die erste der späterhin klassisch gewordenen »Freud'schen Fehlleistungen« begangen worden.

Lassen wir die Spekulationen. Der 6. Mai gilt heute als Sigmund Freuds Geburtstag.

Bleibt noch zu erklären, warum er sich weder Schlomo noch Sigmund nannte – das waren ja seine eigentlichen Namen. »Schlomo« war wohl auszuschließen, da Freud in seiner doch sehr bürgerlichen Lebensweise zu den assimilierten Juden gehörte. Daß er auch nicht als »Sigismund Freud« Berühmtheit erlangte, liegt an der Existenz eines Verwandten namens Sigismund Freud – die beiden Freuds wollten wohl der Gefahr entgehen, verwechselt zu werden, und so änderte der Jüngere noch als Student seinen Namen auf Sigmund.

Freiberg war in jenen Tagen eine Kleinstadt mit rund fünftausend Einwohnern, in der die deutschsprachig-jüdische Gemeinde gegenüber den Tschechen eine verschwindende Minderheit bildete. Heute heißt das Städtchen längst nicht mehr Freiberg, sondern Přibor. In der *Traumdeutung*, seinem ersten Hauptwerk, schreibt Freud über den Eintritt in diese Welt: »Da fällt mir ein, was ich so oft in der Kindheit erzählen gehört habe, daß bei meiner Geburt eine alte Bäuerin der über den Erstgeborenen glücklichen Mutter prophezeit, daß sie der Welt einen großen Mann geschenkt habe. Solche Prophezeiungen müssen sehr häufig vorkommen; es gibt so viel erwartungsfrohe Mütter und so viel alte Bäuerinnen oder andere

alte Weiber, deren Macht auf Erden vergangen ist und die sich wiederum der Zukunft zugewendet haben.«

Im Haus Nr. 117 der staubigen Schlossergasse – heute heißt sie dem großen Sohn zu Ehren *Freudova ulice* – verbrachte Sigmund die ersten drei Jahre seiner Kindheit. Ebenerdig lag die Schlosserwerkstatt des Hausherrn Zajic, dessen Frau Monica sich um die Kinder des Untermieters Jakob Freud im ersten Stock kümmerte. In der Traumdeutung beschreibt er sie als »alt und häßlich, aber sehr klug und tüchtig; nach den Schlüssen, die ich aus meinen Träumen ziehen darf, hat sie mir nicht immer die liebevollste Behandlung angedeihen und mich harte Worte hören lassen, wenn ich der Erziehung zur Reinlichkeit kein genügendes Verständnis entgegenbrachte«. Das plötzliche Fernbleiben der Kinderfrau war eines seiner ersten einschneidenden Erlebnisse: Sie war als Diebin entlarvt und verhaftet worden.

Eine Tochter der Familie Zajic erzählte später einmal vom kleinen Sigmund, »einem lebhaften Jungen, der gern in Vaters Werkstatt spielte und aus Metallabfällen kleine Spielzeuge machte«. Freud selbst erinnerte sich jedenfalls immer gern an seinen Heimatort, wie er – bereits als berühmter Mann – dem Bürgermeister von Příbor brieflich mitteilte: »Tief in mir lebt noch immer fort das glückliche Freiburger Kind, der erstgeborene Sohn einer jugendlichen Mutter, der aus dieser Luft, aus diesem Boden die ersten unauslöschlichen Eindrücke empfangen hat.«

Jakob Freud, der Vater, stammte aus dem galizischen Dorf Tyśmienica, von wo er 1844 nach Mähren gekommen war. In Freiberg gehörte er der Gruppe sogenannter »Wanderjuden« an; er handelte vornehmlich mit Wolle und war jeweils eine Hälfte des Jahres sesshaft, die andere Hälfte bereiste er Galizien, Ungarn, Sachsen und Österreich, um seine Ware feilzubieten. Jakob beherrschte die hebräische Sprache und war 41, als Sigmund geboren wurde.

Seine erste Frau Sally hatte ihm zwei Söhne geschenkt – Emanuel und Philipp – die, als Sigmund zur Welt kam, bereits 21 und 16 Jahre alt waren. Die erste Frau war früh verstorben, Jakob Freud hei-

ratete wieder, doch auch Rebekka, die zweite Frau, lebte nur kurze Zeit.

Amalie Freud, geborene Nathanson, schließlich – Jakobs dritte Frau und Sigmunds Mutter –, 20 Jahre jünger als ihr Mann, wird als autoritäre Persönlichkeit und Schönheit von anmutiger Grazie beschrieben, die ihrem erstgeborenen Sohn Sigmund Liebe und Geborgenheit im Überfluß geben konnte. Und sie war es wohl, die ihm jenen Ehrgeiz vermittelte, der ihn später zu großen Werken beflügeln sollte, wie er selbst einmal feststellte: »Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberergefühl, jene Zuversicht des Erfolges, welche nicht selten wirklich den Erfolg nach sich zieht.« In einem Brief an seine Schwägerin Minna Bernays beschreibt Freud seine Mutter als uneigennützig Frau, von der er nicht eine Handlung wüßte, »mit der sie über das Interesse oder das Glück eines ihrer Kinder hinweg ihre Launen oder ihre Interessen verfolgt hätte«.

Von der Mutter, so ist überliefert, hätte Sigmund seine kühle Distanziertheit, vom Vater die leichtherzige Natur und einen Sinn für Humor geerbt. Die Familienverhältnisse sind in der Tat als außergewöhnlich zu bezeichnen, gehörte doch seine Mutter der Generation seines Halbbruders Emanuel an. Und Freuds Vater war bereits Großvater, als Sigmund zur Welt kam: Emanuel hatte einen Sohn namens John, der um ein Jahr älter war als »Onkel Sigi«, und sie waren unzertrennliche Freunde.

Nicht nur die Kinderfrau, sondern auch Josef Freud, ein Bruder seines Vaters, war mit dem Gesetz in Konflikt geraten, als er sich »in gewinnsüchtiger Absicht zu einer Handlung verleiten ließ, welche das Gesetz schwer bestraft«. Vater Jakobs Haare waren, als der Fall bekannt wurde, innerhalb weniger Tage grau geworden, und er pflegte später zu sagen, Onkel Josef sei »nie ein schlechter Mensch gewesen, wohl aber ein Schwachkopf«.

Der Traum spielt, wie wir wissen, in der Welt des Sigmund Freud eine bedeutende Rolle, und hier wiederum sind es sehr oft Ein-

drücke aus der Kindheit, die uns später dann im Schlaf überraschen. Natürlich träumte Freud, als er erwachsen war, von seiner Kindheit. Einmal, so schreibt er, entdeckte er im Traum den Arzt seiner Geburtsstadt Freiberg. Das Gesicht ähnelte jedoch eher dem seines Wiener Geschichtsprofessors. »Welche Beziehung die beiden Personen verknüpfte, konnte ich dann im Wachen nicht ausfindig machen. Als ich aber meine Mutter nach dem Arzt dieser meiner ersten Kinderjahre fragte, erfuhr ich, daß er einäugig gewesen war, und einäugig ist auch der Gymnasiallehrer, dessen Person die des Arztes im Traum gedeckt hatte.« – Freud sollte dieses Phänomen später »Verschiebung« nennen.

Er war gerade zwei Jahre alt, da mußte auch schon der einäugige Arzt konsultiert werden, nachdem »Sigi« (der diese Koseform seines Namens besonders haßte) zum Opfer seines ersten Streichs geworden war: »Ich stieg in der Speisekammer auf einen Schemel, um mir etwas Gutes zu holen, was auf einem Kasten oder Tisch lag. Der Schemel kippte um und traf mich mit seiner Kante hinter dem Unterkiefer.« Die Verletzung hinterließ eine tiefe Narbe, die er nie mehr los wurde. Er verbarg sie fortan hinter einem dichten Bart.

In seiner Abhandlung *Über Deckerinnerungen* faßte Freud – im Rahmen der Selbstanalyse, die er als etwa 40jähriger durchführte – die Tage der Kindheit so zusammen: »Ich bin das Kind von ursprünglich wohlhabenden Leuten, die, wie ich glaube, in jenem kleinen Provinznest behaglich genug gelebt hatten. Als ich ungefähr drei Jahre alt war, trat eine Katastrophe in dem Industriezweig ein, mit dem sich der Vater beschäftigte. Er verlor sein Vermögen, und wir verließen den Ort notgedrungen, um in eine große Stadt zu übersiedeln. Dann kamen lange, harte Jahre; ich glaube, sie waren *nicht wert, sich etwas daraus zu merken*. In der Stadt fühlte ich mich nie recht behaglich. Die Sehnsucht nach den schönen Wäldern der Heimat, in denen ich schon, kaum daß ich gehen konnte, dem Vater zu entlaufen pflegte, hat mich nie verlassen.«

Erstaunlich ist wohl, daß ausgerechnet jener Mann, der in den Kindheitserinnerungen die Voraussetzungen für unser weiteres Leben fand, bestimmte Jahre als *nicht wert, sich etwas daraus zu merken*, erachtete. »Verdrängt« hat er in dieser kurzen Erinnerung offenbar auch, daß er mit den Eltern nach dem Auszug aus Freiberg ein Jahr lang in Leipzig lebte, ehe man für immer »in eine große Stadt« übersiedelte. Freud war zu diesem Zeitpunkt knapp vier Jahre alt und stand damit am Beginn jener Lebensphase, die er später als die »ödipale« bezeichnen sollte.

Wien im Jahre 1860, das war die Residenzstadt eines großen Reiches. Die Freuds waren eine von tausenden jüdischen Familien, die es aus allen Teilen der Monarchie hierherzog. Zu Recht konnten sie mit einer Liberalisierung als Folge der Revolution und auf die längst versprochene politische Gleichberechtigung mit den Nichtjuden rechnen. Während man in anderen Teilen der Monarchie noch im Ghetto oder zumindest in der gesellschaftlichen Isolation lebte, zeigte sich die Hauptstadt fortschrittlich, versuchte sich mit den Juden zu arrangieren. Wien war von einer nie dagewesenen Aufbruchstimmung beherrscht, lebte in der Phase eines gigantischen Wirtschaftsaufschwungs, an dem die finanzkräftigen jüdischen Geschäftsleute einen nicht unwesentlichen Anteil hatten. Und die bisher aus allen Nähten platzende Stadt an der Donau glich einer einzigen Baustelle, denn just im Jahr, da die Freuds Wien zu ihrem neuen Wohnsitz bestimmt hatten, entstanden die ersten Prachtbauten auf der neu angelegten Ringstraße, nachdem man Wälle und Gräben – volkstümlich Basteien und Glacis genannt – abgetragen hatte. Mit dem Entstehen der Ringstraße und der darauf folgenden Eingemeindung der Vororte wurde die bisher mittelalterlich dimensionierte Stadt zur modernen Metropole.

Kaiser Franz Joseph, der Wien mit dem Einsetzen der »Gründerzeit« ein neues Profil verleihen sollte, regierte, als sich die Familie Freud hier ansiedelte, seit zwölf Jahren. Nur allmählich war es ihm gelungen, als Monarch Anerkennung zu finden. Nach den Hin-